

Robert Menasse

Don Juan
de la Mancha

Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4040

»Man kann nur mit der ersten Frau oder mit der letzten glücklich werden«, sagt der Vater und fasst so das Dilemma des Verführers zusammen. Auch Nathan, der nie ganz aus seines Vaters Schatten getretene Sohn, ist ein Verführer. Auf der Suche nach der verlorenen Lust der Nach-68er-Generation kreuzen viele Frauen seinen Weg. Freundinnen, eine Ehe, noch eine Ehe, viele Geliebte – nichts erfüllt ihn. Nathan befindet sich auf dem Weg der Unlust, und die erfüllt sich.

In seiner »seiner brillanten Zeit- und Milieustudie« (*Neue Zürcher Zeitung*) zeichnet Robert Menasse das Porträt einer Generation. Es ist kein Liebesroman im klassischen Sinne, indem Mann und Frau zueinander finden, sondern ein Roman über die Liebe in den Zeiten sexueller Befreiung.

Robert Menasse, geboren 1954 in Wien, lebt in Wien und Amsterdam. Zuletzt erschienen *Die Vertreibung aus der Hölle*. Roman (st 3493), *Das war Österreich. Gesammelte Essays zum Land ohne Eigenschaften* (st 3691), *Die Zerstörung der Welt als Wille und Vorstellung*. *Frankfurter Poetikvorlesungen* (es 2464), *Das Paradies der Ungeliebten*. Ein Schauspiel (es 2490).

Robert Menasse
Don Juan de la Mancha
oder
Die Erziehung der Lust
Roman

Suhrkamp

Umschlagfoto: David Sacks

suhrkamp taschenbuch 4040

Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46040-5

I 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

Don Juan de la Mancha
oder
Die Erziehung der Lust

I.

Die Schönheit und Weisheit des Zölibats verstand ich zum ersten Mal, als Christa Chili-Schoten zwischen den Händen zerrieb, mich danach masturbierte und schließlich wünschte, dass ich sie – um es mit ihren Worten zu sagen – in den Arsch ficke. Es gebe dafür, also für die Kombination von Chili und Analverkehr, im Altgriechischen ein eigenes Verbum, sagte sie. In Wahrheit nicht für Analverkehr mit Chili, sondern mit Meerrettich, sie sagte: »Recte Meerrettich«, jedenfalls im Grunde für diese Technik. Sie sagte das altgriechische Verbum, sie schrie es, ich schrie auch, und wenn das, was ich schrie, ein Wort war, dann war es älter als Altgriechisch. Ich hatte Wasser in den Augen. Ich glaube nicht, dass ich in einem brennenden Haus größere Panik empfunden hätte.

Der Zölibat, das war leider wirklich mein Gedanke in diesem Moment, und ich sprach ihn dann auch aus, erspart zwei Arten von Erfahrung, die mit dem anderen Geschlecht unumgänglich sind: die Langeweile und den Schmerz, also das gleichsam auf das baldige Jenseits hoffende Keuchen in den Armen einer biedereren oder aber, schlimmer noch, einer nicht biedereren Frau. Ich sagte: Entweder hohe Minne oder gute Minne zum bösen Spiel.

»Du mit deinen Kalauern!«, sagte Christa, als ich ein Sitzbad mit einem Sud aus Salbei und Kamille vorbereitete.

Sie ging, ohne sich zu duschen. Sie war in Eile, musste zu ihrer Vorlesung. Sie war Dozentin für alte Sprachen.

Ich saß in der Badewanne, fror und brannte. Nie wieder wollte ich mich in ihre Hände begeben, in die Hände einer Frau. Andererseits: Ich wusste nicht, was ich, abgesehen von dem, was ich tun musste, sonst tun sollte.

2.

Es ist ein Irrtum zu glauben, dass man kaum noch Sex hat, nur weil man keine Lust mehr auf Sex hat. Im Gegenteil: ich hatte nie ein so exzessives Sexualeben wie jetzt, wo Sex mich langweilt.

Das hat zwei Gründe: Erstens bin ich nicht mehr nervös. Warum sollte ich in einer Situation nervös sein, die mich langweilt? Die Nervosität beeinträchtigt die Virilität viel mehr, als die Langeweile es könnte. Die Nervosität im Bett ist menschlich, das gedankenlose Reagieren auf Reize aber ist tierisch. Der Zynismus wiederum ist menschlich. Deshalb steigt das Tier am Ende doch wieder als Mensch aus dem Bett. Zweitens aber ist die Lustlosigkeit zu wenig Grund, um an Sex desinteressiert zu werden. Im Gegenteil. Es gibt wahrscheinlich keinen Antrieb, der so gewaltig ist wie der, der in einem Mann zu glühen beginnt, wenn er die Lust verloren hat in einer Gesellschaft, die nicht einmal einen Liter Mineralwasser verkaufen kann, ohne diese Ware erotisch zu besetzen. Man kann zwar die Lust verlieren, aber man kann sie nicht vergessen. Lust ist überhaupt das Einzige, das man nicht vergessen kann. Wir

wissen von Alzheimerpatienten, dass sie, völlig im Nebel ihrer Biographie versunken, spontane Erektionen bekommen. Der Trieb, die Lust zu spüren, ist bereits stärker geworden als der Trieb, sie zu befriedigen. Vielleicht liegt die Befriedigung nur darin: sie spüren zu können. Ich will sie endlich einmal so heftig, so gewaltig spüren, dass ich die Bedeutung, die sie für alle anderen hat, zumindest plausibel finden kann.

Hier ist ein Exkurs nötig. Es sind immer Exkurse nötig, daher also zunächst ein Exkurs über Exkurse: Liebessüchtige Menschen wissen, dass die absolute Mehrheit aller Tagesverrichtungen nichts mit Liebe zu tun hat, ihr nicht einmal in die Nähe kommt. Alltag, Leben überhaupt, stellt sich daher als eine unendliche Abfolge von Exkursen dar, die von der Liebe wegführen, von denen man aber hofft, dass sie sich letztlich als die einzig gangbaren Umwege herausstellen, die zur Liebe hinführen. Deshalb sind Liebessüchtige Spezialisten für Exkurse, für sie ist der Exkurs Form und Haltung des Lebens. Karrieristen sind auf Kurs, Liebende auf Exkurs.

Nun also der erste Exkurs: Als ich jung war, war das Glück alt. In der Werbung gab es nur Alte. Alle möglichen Formen des Glücks wurden von graumelierten oder weißhaarigen Männern in der Reife ihrer Jahre beglaubigt, saubere Wäsche, aromatische Kaffees, heiterer Alkoholismus – »Das ist einen Asbach Uralt wert!«, sagte im Fernsehen der Schnaps trinkende Opa, der so vorbildlich glücklich war. Wie weit entfernt mir als Kind damals das Glück erscheinen musste! Mir fehlten sehr

viele Jahre, um Zutritt zum Glück zu bekommen. Als ich endlich vorrückte zur Möglichkeit, Teilhaber des Glücks zu sein, waren alle Glücklichen, die das Glücklichein in der Werbung ausstellten, dreißig Jahre jünger. An der sauberen Wäsche erfreuten sich plötzlich Zwanzigjährige, die ihre Shirts in Fitness-Studios durchgeschwitzt hatten, selbst der Alkohol gehörte jetzt den Jungen, Studenten oder Friseurlehrlingen, die nach einem Schluck Bacardi-Rum sofort ausgelassen auf einem Palmenstrand tanzten. Wie weit zurückliegend und versäumt mir heute das Glück erscheinen muss! Es ist übertrieben, von Menschen meines Alters als von einer lost generation zu sprechen. Aber lost in commercials, das lässt sich objektiv nachweisen.

Es gab in unserer Lebenszeit keine andere Glücksversprechungsmaschine mehr, die so wirksam war wie die Werbung. Das Versprechen, Konsumverzicht zu üben, war seinerzeit keine Revanche dafür, dass wir in ihr nicht vorkamen, sondern nur der moralische Baldachin über der kargen Welt der Stipendien.

3.

Körperlich fühle ich mich älter, als ich bin. Seelisch aber bin ich unreifer, als ich in meinem Alter sein sollte. Dieser Satz ist Unsinn. Sagt Hannah. Ich müsste schon öfter so alt gewesen sein, wie ich heute bin, also Vergleichsmög-

lichkeiten haben, um meinen körperlichen und seelischen Zustand beurteilen zu können. Wahr an dem Satz ist nur, dass man sein Alter nie wie einen Maßanzug empfindet. Nie.

4.

Christa ist verheiratet. Eine Frau wie sie könnte nie von einem Mann wie mir verführt werden, wenn sie allein wäre und auf der Suche nach der großen Liebe. Aber ihr Bett ist gemacht – und daher offen für Quereinsteiger und Defizitberater. Sie liebt ihren Mann Georg. Es ist glaubwürdig, wenn sie das sagt. Und es geht ihnen bestens: keine Kinder, zwei gute Einkommen. Georg arbeitet in der Industriellenvereinigung. Ich glaube, er kann nicht einmal scheißen, ohne befriedigt festzustellen, dass seine Scheiße größer ist als die größte chinesische Scheiße. Wettbewerbsfähig. Er redet immerzu über den Wettbewerb. Vor allem mit China. Das sei die große Herausforderung des neuen Jahrtausends. Georg hat eine statistische Lebenserwartung von noch siebenundzwanzig Jahren, beruflich noch maximal dreizehn Jahre bis zur Alteisendeponie. Keine Kinder. Aber er redet über ein Jahrtausend. Ich misstraue sogenannten Entscheidungsträgern, die in Jahrtausenden denken. Es ist unerträglich. Es wäre unerheblich. Wir gehen essen – eine Gruppe von Freunden. Christa geht aufs Klo, eine Minute später gehe ich aufs Klo. Damen. Die Tür ist angelehnt. Christa sitzt auf der Klomuschel, ich stelle mich

vor sie, sie nimmt meinen Schwanz in den Mund. Wie das klingt. Es gibt keine Worte, um diesen Irrsinn mit Würde zu beschreiben. Nur ganz kurz. Es ist kein Akt. Nur eine Szene. Sie macht drei Mal schlupp, und schon muss ich wieder einpacken. Es ging nicht um das Vergnügen, es zu tun, sondern um das Vergnügen, dann bei Tisch zu wissen, dass wir es getan haben. Christa grinst. Inzwischen reden Georg und die anderen über Wettbewerb. Christa geht zurück, eine Minute später ich. Sie würde Georg nie verlassen.

5.

Für das Glück, das man nicht hat, gibt es viele Metaphern. Zum Beispiel Trauben. Wir hatten heute keinen Aufmacher. Natürlich haben wir immer genug geschobene Artikel, die jederzeit als Aufmacher herhalten können, aber Franz fand keine der Möglichkeiten geil. Er blies daher eine kurze Agenturmeldung auf, die davon berichtete, dass Traubenkerne besonders potente »Radikalfänger« seien. Das habe eine neue amerikanische Studie herausgefunden. Sogenannte Freie Radikale – Franz googelte und erklärte, was das ist: »Moleküle, denen ein Elektron fehlt und die sich dieses Teil gewaltsam von einem anderen Molekül holen, das es aber selbst noch gebraucht hätte« – führen zu vorzeitigem Altern und verkürzen daher die Lebenserwartung. Da das Zigarettenrauchen eine regelrechte Explosion Freier Radikaler im Organismus auslöse,

sollten vor allem starke Raucher viel Trauben essen, deren Kerne sich als die besten Antioxidantien herausgestellt hätten. Die Kerne! Man solle sie daher nicht ausspucken, sondern schlucken. Diesen Artikel illustrierte Franz mit dem Archivfoto einer Trauben essenden Bikinischönheit. Anders als Franz nehme ich das Zeitungsmachen nicht mehr ernst. Auch wenn ich manchmal sogar glaube, was wir schreiben. Ich schickte Traude, meine Sekretärin, in den nächsten Supermarkt um Trauben, rauchte und beantwortete einige E-Mails. Die Trauben, die Traude schließlich brachte und gewaschen in einer Schüssel auf meinen Tisch stellte, waren kernlos.

Das Ressort der Zeitung, für das ich verantwortlich bin, heißt »Leben«.

6.

Ich schreibe kaum noch. Ich gebe im Ressort die Richtung vor. Aber die wäre auch vorgegeben, wenn ich nicht einmal mehr nickte. Manchmal redigiere ich Artikel. Dabei muss ich allerdings äußerst vorsichtig sein. Denn jeder Versuch, aus schlechtem Deutsch etwas weniger schlechtes Deutsch zu machen, oder gar aus einer Phrase einen Satz, löst bei den Mitarbeitern Aggressionen aus: Sie halten gutes Deutsch für schlechten Journalismus. Franz zum Beispiel liebt diese blöden »gibt-sich-Sätze«. Er hält sie für Stil. Auf jedes wörtliche Zitat folgt nicht ein »sagte

er« oder »sagte sie«, sondern ein »gibt sich« plus Name plus Adverb. »Die neue Anti-Aging-Gesichtscreme von Revlon ist die erste mit wissenschaftlich nachweisbarem Effekt«, gibt sich Revlon-Presse-Lady Agnes Schönborn überzeugt.« Oder »Die Therme Obertuschl setzt neue Maßstäbe im Wellness-Tourismus«, gibt sich Kurdirektor Unterpointner euphorisch.« Ich lese das und gebe mich zufrieden. Zumal ich jetzt doch wieder selbst zu schreiben begonnen habe.

Schreiben Sie, Nathan!, hat Hannah, also Frau Dr. Singer, meine Therapeutin, gesagt, schreiben Sie alles auf! Eine Reportage über die Reise, die Sie zu diesem Punkt gebracht hat, dass Sie keine Lust empfinden. Damit können wir dann arbeiten!

Eine Autobiographie?

Nein. Eine Reportage. Das können Sie. Stellen Sie sich vor, Sie müssen eine Reportage über die Schengen-Grenze schreiben, ein Leben an der Grenze. Tote Hose. Leben hart am Niemandsland. Wohlgeordnet, aber doch irgendwie bedroht. Weil das andere so nahe ist. Soldaten mit Nachtsichtgeräten patrouillieren mit scharfen Hunden, die darauf trainiert sind, Fremde zu wittern, die da eindringen wollen. Und jetzt ersetzen Sie Schengen durch Lust. Diese Reportage will ich von Ihnen lesen, Nathan!

Das hat alles sehr früh begonnen – aber ich möchte jetzt wirklich nicht meine Kindheit durcharbeiten. Ich will mein Alter in den Griff bekommen!

Nathan, wir arbeiten nicht klassisch nach Freud. Aber jede Geschichte hat einen Anfang, Mittelteil und Schluss.

Habe ich Kindheit gesagt? Nein! Und nach dem Schluss kommt der Ausweg.

Ich muss also einen Schluss finden?

Die Grenze, vor der Sie stehen. Wie sind Sie dahin gekommen? Wie ist das Leben an der Grenze?

Eigentümlicherweise vertraute ich Frau Dr. Singer. Ich dachte, sie passte zu mir. Weil ich sie für eine Scharlatanin hielt. Weil die psychoanalytischen Begriffe, die sie verwendete, mich an New Yorker Cocktailpartys erinnerten. Und weil sie dick und herrisch war. Sie war wie meine Mutter. Mehr noch: Sie war der Inbegriff einer jüdischen Mamme. Hannah sah aus wie eine Mamme, redete wie eine Mamme, aber im radikalen Gegensatz zu einer Mamme versuchte sie nicht, mir Schuldgefühle einzuimpfen, sondern im Gegenteil, sie mir zu nehmen. Ich erzählte ihr von meinen Affären wie ein kleiner Junge, der seiner Mutter beichtet, dass er etwas angestellt habe.

Ich fühle mich schlecht, Hannah. Ich bin ein verheirateter Mann. Glücklicherweise verheiratet! Warum bin ich so unglücklich, wo ich doch glücklich verheiratet bin? Warum tue ich das?

Unsere Aufgabe ist es nicht, Ihre Ehe zu retten, sondern Ihre Lust zu rekonstruieren. Was Sie an Ihrer Frau haben, wissen Sie. Aber was Sie nicht haben, können Sie nur bei anderen suchen. Das ist eine Frage der Logik und nicht der Moral!

Natürlich hatte ich auch Zweifel an ihrer Kompetenz. So wie sie aussah, gab es keine Chance auf Übertragung – in dem Sinn, dass ich mich in sie verliebte.

7.

Ich würde nie einem Verein beitreten, sagte ich zu Hannah. Mit einer Ausnahme: wenn es einen Verein gäbe für Freie Radikale!

Bitte, Nathan, hören Sie auf mit Ihren Kalauern!

8.

Warum kann ich nicht genießen? Mein Vater hat es sich immer vorbildlich gutgehen lassen. Wenn er die Wahl hatte zwischen Vergnügen oder Korrektheit, hat er nie Entscheidungsschwäche gezeigt. Nicht dass er bestechlich war, es war lediglich so, dass er gerne nahm. Was das Leben zu bieten hatte. Er sah das nicht so eng, weil er Enge verabscheute. Er genoss die Gesellschaft, über die er als Gesellschaftsreporter berichten musste, so sehr, dass er, wie die Prominenten, kein Privatleben mehr hatte, sondern nur noch den privaten Genuss all der Möglichkeiten, die das Leben für jene bereithielt, die in der Öffentlichkeit standen. Er nahm ehrlich Anteil an den Privilegien der glücklichen wenigen, das heißt, er nahm seinen Anteil von den besten Champagnern, dem exquisiten Essen und karrieregeilen Starlets. Er lud seine Familie, soweit sie ihm überhaupt noch namentlich bekannt war, also mich, in der Ferienzeit zu Gratisurlauben in Luxushotels ein, die

einem ehemaligen Schiweltmeister oder einem alternden Supermodel gehörten, ließ sich hofieren von jenen, die nach einem Werbeeffect gierten, und sonnte sich in deren Ruhm. Ich war als Schüler in all meinen Ferien nicht ein einziges Mal in Jesolo gewesen, so wie meine Mitschüler, aber ich kannte das Hotel de Paris in Monte Carlo.

Werden wir Geld ausgeben in einer nebbichen Pensione in Jesolo, wenn wir gratis das Fürstenzimmer im Hotel de Paris haben können?, sagte Vater. Was heißt, das macht hier keinen Spaß? Manchmal glaube ich, du bist gemütskrank!

Er konnte genießen. Und ich musste inzwischen »brav sein«, das heißt ruhig irgendwo sitzen, bis er »mit der Arbeit fertig war«, also mit dem Mitfeiern. Und wenn er einmal nicht darüber schrieb, über das Hotel und die illustren Gäste, dann war es für die Gastgeber eben eine Investition in die Zukunft. Und damit hatten sie recht. Vater war treu. In diesem Sinn. Wenn die Gesellschaft etwas von ihm brauchte, dann konnte sie sich auf ihn verlassen, schließlich brauchte er sie auch. Der Inbegriff von Menschlichkeit war für ihn ein Millionär, dessen Selbstsucht sich in Großzügigkeit gegenüber Vater erwies. So ein sympathischer Herr, ein Gentleman, sagte Vater, seltsam, dass er jetzt gerade von den Schmierblättern so angegriffen wird, als wäre er ein Monster! Das hatte für Vater nur mit Neid zu tun und natürlich mit Politik. Politik verabscheute er. Das war, wie alles, für ihn bloße Repräsentation, nur weniger lustig. Er las nicht einmal den Politikteil der Zeitung, für die er schrieb. Er wählte die Partei, deren Politik-Darstel-

ler versprochen, die Steuern nicht zu erhöhen, überhaupt alles so zu lassen, wie es war. Und er bemühte sich ehrlich und redlich, das Image seiner Gentlemen zu verbessern. Außer, ein Gentleman wurde Objekt der Gerichtsseiten, da schwieg er und war »menschlich enttäuscht«.

Das erste Mal. Ist es das Alter, Hannah, dass ich in letzter Zeit immer wieder an erste Male denke? Es geschah in den Osterferien. Ich war zwölf. Vater hatte mich für drei Tage nach Kitzbühel mitgenommen, weil er zu einer Prominentenhochzeit eingeladen war. Es war der dritte Abend, der letzte, den ich für einige Zeit mit meinem Vater haben sollte. Wir residierten so wie die Festgesellschaft im Hotel Tennerhof. Fünf Sterne!, sagte Vater.

Der Himmel hat mehr. Ich wollte mich nur noch auflösen und in der Atmosphäre zerstäuben. Aber ich war so bleischwer. Ich hatte mein Lieblingsessen bekommen, ein Wiener Schnitzel, allerdings durfte ich nicht im Speisesaal am Tisch meines Vaters sitzen, sondern bekam mein Fünf-Sterne-Schnitzel im »Stüberl«. Dann saß ich im Kaminzimmer und las den Roman, den Vater mir für die Ferien geschenkt hatte: »Oliver Twist«, in einer illustrierten und gekürzten »Jugendausgabe«. Wie alles in meiner Kindheit waren auch die Romane, die ich bekam, zurechtgestutzt. Ich sah immer wieder auf, fühlte mich überfordert von der Souveränität, mit der sich Gentlemen und Ladies bewegten, Lebenslust demonstrierten und manchmal neugierige Blicke auf mich warfen, wer wohl das Kind sein mochte, das um zehn Uhr abends im Kaminzimmer saß und las. Ich hatte Angst, mich zu bewegen. Keine falsche

Bewegung! Ich wollte zu meinem Vater, nein, ich wollte meinen Vater. Wenigstens einen dieser drei Abende, den letzten, ich wollte von ihm wahrgenommen werden, mit ihm reden, so »erwachsen«, wie er es mir abverlangte zu sein, wenn ich allein im »Stüberl« oder im Kaminzimmer sitzen sollte. Ich begab mich auf die Suche, das Buch vor meiner Brust. Ich fand Vater in der überfüllten und vom Festlärm vibrierenden Hotelbar. Er stand an der Theke, mit einem Glas in der Hand, sprach mit einer Frau. Er sagte etwas, die Frau lachte auf. Er war ein sehr gut aussehender Mann, attraktiver als die berühmten Männer, über die er schrieb. Ich nahm all meinen Mut zusammen und ging zu ihm hin. Papa!

Er war irritiert.

Ich habe noch zu tun!, sagte er. Siehst du nicht?

Die Frau sah lächelnd auf mich hinunter. Sie hatte unglaublich lange Wimpern. Ich war beeindruckt. Ich wusste damals nicht, dass man Wimpern aufkleben konnte. Eine Frau mit solchen Wimpern, dachte ich, ist etwas Besonderes. Ich schämte mich bereits dafür, dass ich Vater gestört hatte.

Du bist schon so groß, sagte er, du kannst, wenn du müde bist, doch allein schlafen gehen!

Das Beispiel, das er mir gab, war aber ein anderes. Er war groß und wollte nie alleine schlafen gehen.

Die Frau lächelte mich an. Nicht mütterlich. Warum auch. Sie war ja nicht meine Mutter. Ich war schon so groß. Ich lief weg, wusste, dass mein Vater sich jetzt für mich genierte. Weil ich nicht so selbstsicher und gewandt